

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 205.

Posen, den 7. September 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

## Richter Marell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

24. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

Es war beklemmend, sich vorzustellen, daß jahraus jahrein, von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends (in dem Privatjerkel bis Mitternacht) diese schwarz-befrackten Männer an ihren Tischen saßen, mit ihren Rechen herumwirbelten, und ohne sich zu irren jede Banknote und jede Münze beobachteten, die auf den Tisch fiel. Sie sonderten die Banknoten von den Spielmarken mit einer Gewandtheit, die erstaunlich war, und dies alles taten sie in solch einer Atmosphäre von Nachtbarkeit, daß der robiatete Anti-Spieler beim Beobachten dieser Szene schließlich zu dem Glauben kommen mußte, daß das Roulette eine legitime, geschäftliche Angelegenheit sei.

Und Jahre hindurch würde dieser Saum von Menschen um den Tisch herum da sein, wenn auch einzelne weggehen und anderen Platz machen würden, und immer und ewig würden schäbige alte Männer und Frauen mit ihren geheimnisvollen Notizbüchern dort sitzen und mit roten und schwarzen Stiften herummalen, andächtig das Resultat jedes Coups aufschreiben und hie und da ein Fünf-Franc-Stück wagen. Und sie würden mit steinerener Verzweiflung beobachten, wie der Croupier es mit dem Rechen holte, oder mit zitternden Händen die paar armen Franc einstreichen, die das Glück ihnen gegönnt hatte.

Timothy war sehr schweigsam, als sie durch die Tür des Privatjerkels schritten, in jenen wundervollen Innenraum, der, vom Eingang aus gesehen, wie eine reiche Kathedrale anmutete.

„Wie finden Sie diese Leute?“ fragte Mary.

Er antwortete nicht.

Der Roulette-Tisch zog ihn nicht an. Er schlenderte fort, um die Spieler beim Trente et Quarante zu beobachten. Dieses Spiel war schwieriger. Einer der Beamten teilte zwei Reihen Karten aus; jede Reihe war abgeschlossen, wenn die Summe der Augen etwas über dreißig betrug. Die obere Reihe bedeutete schwarz, die untere rot, und diejenige, die näher an Dreißig heran kam, hatte gewonnen. Wenn man dies begriffen hatte, war das Spiel einfach; man konnte entweder auf rot oder auf schwarz setzen; man konnte auch darauf spielen, daß die erste Karte, die ausgeteilt wurde, zu der Farbe gehöre, die gewinnen würde, oder umgekehrt.

Das Spiel interessierte ihn. Es hatte einen gewissen Zug, der ihn faszinierte. Er bemerkte, daß der Croupier nie von „schwarz“ sprach. Das Schwarz hätte für den Trente et Quarante-Tisch gar nicht existieren brauchen; es hieß entweder „Rot gewinnt“ oder „Rot verliert“. Er setzte ein Goldstück und gewann das Doppelte. Er setzte noch eines und verlor es. Dann gewann er drei Coups nacheinander und sah sich unsterker, fast schuld-bewußt, nach dem Mädchen um.

Sie beobachtete immer noch die Roulette-Spieler, und Timothy nahm ein Bündel Banknoten aus der Tasche und zählte sechstausend. Er hatte noch eine weitere Beobachtung gemacht; man konnte die Spieler in drei Klassen teilen — in solche, die mit etnem bis fünf Goldstücken herumprobierten, in solche, die großzügig in Tausenden setzten, und in solche, die bei jedem Coup den Höchstbetrag von zwölftausend Franc wagten.

Geld hatte keinen Wert. Er warf die sechstausend dem Croupier hin und erhielt dafür sechs längliche Platten, die wie dünne blaue Seifenstückchen aussahen. Er setzte tausend Franc auf schwarz und verlor. Er sah sich furchtlos nach Mary um, aber sie war noch immer mit den Roulette-Spielern beschäftigt. Er wagte noch einmal tausend, und verlor wieder. Ein junger Engländer, der am Tische saß, blickte lächelnd auf.

„Sie wetten gegen die Liste,“ sagte er. „Das Spiel ist heute rot. Sehen Sie her!“ Und er zeigte ein kleines Notizbuch, das in Abschnitte eingeteilt war, und eine lange Reihe von Punkten, einen unter dem andern, aufwies.

„Sehen Sie,“ sagte er, „dies alles ist rot. Nur zweimal ist schwarz herausgekommen und jedes Mal nur viermal hintereinander. Wenn Sie gegen das Spiel setzen, dann werden Sie pleite gehen.“

An jedem andern Ort als an den Spieltischen von Monte Carlo würden ein solcher Rat und solche vertraulichen Anspielungen auf finanzielle Möglichkeiten übel aufgenommen werden. Aber die Spieltische machen, wie das Grab, alle Menschen gleich. Die Spieler sind eine große Familie, die sich heimlich verbrüdet haben zur Vernichtung eines gemeinsamen Feindes.

„Ich werde gegen das Spiel setzen,“ trumpfte Timothy auf, „schlimmstenfalls verliere ich alles.“

Der Engländer lachte.

Die viertausend Franc, die er noch hatte, gingen denselben Weg, wie ihre Genossen, und Timothy wechselte noch einmal sechstausend und warf zwei auf schwarz. Dann, der Eingebung des Augenblicks folgend, warf er die übrigen vier auch noch dazu.

„Timothy!“

Bei dem erschreckten Klang der Stimme wandte er sich um; Mary stand hinter ihm.

„So spielen Sie?“

Er versuchte zu lächeln, brachte aber nur eine Grimasse zustande.

„Ach was, das ist doch nichts. Das sind doch nur Franc, und Franc sind gar kein richtiges Geld.“

Sie wandte sich um und ging fort. Er folgte. Der Engländer drehte sich auf seinem Stuhl herum und sagte etwas. Timothy dachte, er frage, ob er auf den Einsatz aufpassen solle, und antwortete: „Ja, bitte.“

Das Mädchen ging zu einer der gepolsterten Bänke an der Wand und setzte sich. Es lag eine so tiefe Angst auf ihrem Gesicht, daß Timothy der Mut sank.

„Es tut mir leid, Mary, aber dies ist doch mein letzter Schlag, und Sie selbst haben ihn mir erlaubt. Nach heute abend werde ich alles ausschalten, was nicht unter die Spalte des Steuerbogens „Einkommen aus Verdienst“ paßt.“

„Sie jagen mir Angst ein. Mächt, weil Sie einen hohen Betrag aufs Spiel gesetzt haben — aber es lag etwas in Ihrem Gesicht, das — also mir wurde einfach übel.“

„Mary!“ rief er überrascht.

„Ich weiß, ich bin unvernünftig. Aber Timothy, ich — ich möchte nicht so von Ihnen denken müssen.“

Sie sah in sein niedergeschlagenes Gesicht, und in ihr Auge trat das sanfteste Leuchten, das er je ein Frauenauge verschöner sah.

„Armer Timothy,“ flüsterte sie halb im Scherz. „Jetzt bezahlen Sie die Strafe dafür, daß Sie ein Mädchen zum Freund haben.“

„Ich bezahle die Strafe dafür, daß ich ein Taugenichts bin,“ seine Stimme war heiser. „Ich glaube, ich muß einen Tropfen schlechten Blutes in mir haben. Mary, ich weiß, was ich verliere,“ er ergriff ihre Hand. „Ich verliere das Recht, Dich zu lieben.“

Es war ein merkwürdiger Ort für solch ein Geständnis, und in ihren wildesten Träumen hatte das Mädchen nicht geglaubt, daß sie das erste Liebeswort, das ein Mann ihr sagen würde, in einem Spielsaal von Monte Carlo zu hören bekommen würde. Ueber ihrem Platz befand sich das große Gemälde der florentinischen Grazien. Halbnaakte Reliefs an der Decke ließen glitzernde Lichterketten herunterbaumeln, und über allem klang die eintönige Stimme des Croupiers:

„Rouge perd — et couleur.“

Der junge Engländer am Spieltisch wandte sich um und zog fragend die Augenbrauen in die Höhe. Timothy nickte.

„Er möchte wahrscheinlich wissen, ob ich nun fertig bin. Und mein Ehrenwort, Mary, ich bin es. Nach dieser Reise gehe ich nach London zurück, ich werde von vorne anfangen und mich in die Höhe arbeiten.“

„Armer Timothy.“

„Ich will dich nicht anlügen und nicht länger heucheln. Ich liebe dich, Mary, und wenn du auf mich warten willst, so werde ich alles gut machen. Ich bin ein Spieler gewesen, ein armer, niedriger Spieler, und all die Zeit habe ich geglaubt, wunder wie geschickt zu sein. Ich bin herumspaziert aufgebläht vor lauter Wichtigkeit, und mein Kopf war so hoch in der Luft, daß ich nicht mehr sehen konnte, wohin meine Füße liefen.“ Er lachte. „Das hört sich an wie die Sprüche, die bei den Bußpredigten der Heilsarmee losgelassen werden. Aber ich bin ehrlich und aufrichtig.“

„Ich weiß es, Timothy, aber du brauchst nicht von unten anzufangen. Ich habe doch Geld —“

„Halt, Mary. Keinen Pfennig nehme ich von dir.“

„Warum hat es jetzt geklingelt?“ fragte sie.

Zum zweiten Male war bereits die Klingel beim Croupier am Trente et Quarante-Tisch ertönt.

„Weiß der Himmel! Vielleicht sollen noch mehr Andächtige versammelt werden.“

Wieder drehte sich der junge Engländer um und murmelte etwas.

„Was will er denn?“ fragte Timothy.

„Er sagte siebzehn. Hast du auf diese Nummer gesetzt?“

Timothy lächelte.

„An diesem Tisch gibt es keine Nummern, nur Nummer eins, und das ist der dicke Mann mit dem Neffen. Mary, ich muß dich dies eine fragen: Wenn ich alles gutmache, willst du mich dann heiraten?“

Sie schwieg, und wieder ertönte die Stimme des Croupiers:

„Rouge perd — couleur gagne.“

„Was heißt das „rouge perd“? Er hat das schon so oft gesagt.“

„Das bedeutet, daß schwarz gewinnt,“ belehrte sie Timothy.

„Gewinnt schwarz immer?“

„Ach nein, nicht immer,“ fragte Timothy mit lauter Stimme. „Vielleicht sagt er das nur, um mich

an den Tisch zurückzuladen. Mary, was antwortest du mir?“

„Ich sage ja.“ Und zur Empörung des Dieners, der sie beobachtete, beugte er sich vor und küßte sie.

Das war etwas Schreckliches für den goldgeschmürzten, livrierten Lakai, der sich mit langsamen, majestätischen Schritten ihrem Platz näherte.

„Mein Herr,“ betonte er, „das ist nicht erlaubt.“ Timothy sah zu ihm auf. „Chassez-vous“, befahl er energisch.

Es war ein merkwürdiges Französisch, aber er konnte im Augenblick nichts Gleichwertigeres für „Scheren Sie sich“ finden.

Wieder ertönte die Glode. Der junge Engländer stand auf, schob ein kleines Geldpäckchen in seine Tasche und kam auf sie zu. Er trug etwas, das wie ein großes Buch ohne Dedel ausah. Sein Gesicht war verstört, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Das geht mir auf die Nerven, alter Freund. Sie hätten lieber selbst spielen sollen.“ Er händigte das Buch Timothy aus. Der blickte verdattert auf den erhitzen Engländer.

„Was ist denn das?“ stieß er endlich hervor.

„Schwarz ist achthundzwanzigmal hintereinander herausgekommen,“ klärte ihn der Engländer auf. „Das ist phänomenal! Sie wollten, daß ich weiter spiele, nicht wahr? Ich fragte Sie doch, ob ich Ihre sechstausend Franc weiterspielen sollte. Die Bank wurde viermal gesprengt — haben Sie nicht den Croupier noch mehr Geld läuten hören?“

Timothy nickte. Er war sprachlos.

„Na, und Ihre Sechstausend wurden Zwölftausend, und ich ließ das Maximum laufen. Ich fragte Sie, ob es Ihnen recht sei, und Sie nickten.“

„Ja, ich nickte,“ wiederholte Timothy mechanisch.

„Sie haben siebenundzwanzigeinhalbmal das Maximum gewonnen.“

Timothy betrachtete das Geld in seiner Hand, dann blickte er zur Decke auf und schluckte etwas hinunter.

„Ich danke Ihnen,“ leuchtete er, „ich bin Ihnen sehr verbunden.“

Das war wohl nicht ganz angebracht, aber mehr bekam er nicht heraus.

„Das hat nichts zu sagen,“ meinte der Engländer.

„Ich habe selbst eine Menge gewonnen.“

„Ich bin kein Vicht im Rechnen,“ unterbrach ihn Timothy, „können Sie mir vielleicht sagen, wieviel Pfund siebenundzwanzigeinhalb Maximums ausmachen?“

Es war eine merkwürdige Situation. Man hätte darüber lachen können, aber sie waren alle viel zu ernst, das Mädchen ebenso wie Timothy, und der junge Engländer kritzelte Zahlen auf ein loses Blatt seines Notizbuches.

„Fünfunddreißig Franc für das Pfund,“ rechnete er, „das macht 340 Pfund pro Coup. Siebenundzwanzigeinhalbmal genommen, gleich —“

„Danke schön.“ Timothy ergriff die Hand des anderen und preßte sie. „Ich danke Ihnen, gültige Versicherung — Ihren anderen Namen weiß ich nicht.“

Timothy und Mary standen nebeneinander und beobachteten die hochaufgeschossene Gestalt des Fremden, der völlig ahnungslos, welche entscheidende Rolle er soeben gespielt hatte, zu den Roulette-Tischen hinüberging und diese mit jener Ueberlegenheit beobachtete, die der Trente et Quarante-Spieler für ein Spiel empfindet, das nur ein lächerliches Maximum von Sechstausend gestattet.

„Timothy,“ flüsterte das Mädchen, „ist es nicht herrlich?“

Er steckte das Geld in die Tasche, die sich dick aufbaufachte.

„Was willst du damit tun?“ fragte sie.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Gigolo.

Von Ruth Romberg.

Die Jazz-Kapelle des „Abdebaran“ übertraf heute einmal wieder sich selbst. Saxophon und Oboenflöte wetteiferten im Hervorbringen ohrenzerreißender Töne. In ihr Heulen, Wüsten und Wimmern hinein dröhnten in straffem Rhythmus die dumpfen Schläge der großen Pauke. Ueber alles hinweg aber piffte und fauchte das Flexaton eindringlicher und drohender als der Wintersturm in den Kaminen eines alten Schlosses.

In dem durch ein Holzgeländer für die Tausenden abgegrenzten Rechteck war der Charleston in vollem Gange. Marion und Clairs Augen hingen wie gebannt an dem Getriebe. Sie sahen die Großstadtatmosphäre mit allen Sinnen ein. Es war ihnen wie ein Traum, daß sie, heute morgen noch am Frühstückstisch zu Haus in dem jämmerlichen schlesischen Nestchen, jetzt zu dem Publikum einer richtigen Großstadtvielle gehörten. Sie verdankten dieses Glück dem älteren, jovialen Herren, der mit an ihrem Tische saß. Der Onkel hatte ein Einsehen gehabt und ihre Eltern zu bestimmen gewußt, ihnen ein paar vergnügte Tage in B. zu gewähren und sich freundlich erboten, den Cicerone zu machen. Marion's lebhafter Blondkopf neigte sich dem der jüngeren Schwester zu.

„Der Große, Brünnetle mit dem Satonschnitt und der gelben Nelke, der ist der dicke“, flüsterie sie ihr zu. „Jetzt kommt er mit der blauen Dame in Silberschuhen hier vorbei. Weißt du, wen ich meine?“

„Natürlich“, gab Clairh eifrig zurück, ohne ihre Augen von dem Betreffenden zu lassen, „märchenhaft tanzt der Mann.“

„Märchenhaft?“ lächelte der Onkel, „am Ende würdest du es auch nicht verschmähen, mit ihm zu tanzen?“

„Und ob!“ Clairh seufzte sehnsüchtig, „aber wie sollte das wohl zugehen? Wer fragt hier nach einem Provinzmädel?“

Der Kellner brachte den römischen Punch. Das zog die Aufmerksamkeit der Mädchen von den Tanzenden ab. Marion begann sorgfältig die verschiedenen süßen Schichten in ihrem Glase durcheinander zu rühren, als ein seltsamer Zwang sie veranlaßte aufzublicken.

Vor ihr stand der Herr mit der gelben Nelke. Mit einer tadellosen Verbeugung forderte er sie zum Tanz. Sie sah tragend den Onkel an, während ein zartes Rot in ihre Wangen stieg.

Der nickte. Clairhs Köffel fiel klirrend auf den Glasieller, als sie den Kopf hebend, ihre Schwester mit dem „Märchenhaften“ die Balustrade entlang, dem Tanzraum zu schreiten sah. Hatte die einen Duffel!

Die Kapelle spielte jetzt einen Tango. Marion schien es, als trüge sie eine weiche Welle in ein blaues, sonnenbeschienenes Meer hinaus. Der Fremde schwebte und glitt mit ihr auf dem gläsernen Boden mit vollendeter Eleganz dahin. Ihre Füße fanden von selbst die richtigen Schritte, ohne daß ihr Kopf sie ihnen vorschrieb. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so mühelos getanzt. So, als wäre nicht sie es, sondern ein anderer Jemand in ihr, der ihren Körper regierte. Des Fremden Gesicht sah mit gehaltenem Ernst auf sie herab. Seine dunklen, schwermütigen Augen (Marion kamen sie wenigstens so vor) wichen nicht von ihr, nur Momente, wenn die vorgeschriebenen Paß des Tangos sie trennten. Ihr war, als wenn der Mann nicht tanze, sondern eine feierliche Handlung zelebriere. Sein unerschütterlicher Ernst teilte sich auch ihr mit. Nur hin und wieder flüsterte er ihr eine kleine Weisung, die Haltung ihres Kopfes oder ihrer Arme betreffend, zu. Marion erfüllte es mit dankbarer Rührung, daß dieser fremde Mann, dieser Meister des Tangos, so gültig war, ihrer unbedeutenden, kleinen Person Ratsschläge zu erteilen.

Als er sie an ihren Tisch zurückführte, schwebten vor Marion's Augen rosigte Nebel. Gut, daß der Onkel sich in einem Journal vertieft hatte. So war es ihr möglich, die vergangenen, wonnigen Momente ungestört noch einmal in Gedanken zu durchleben.

Daß der „Märchenhafte“ jetzt auch mit Clairh tanzte, gab ihr fast einen kleinen eiferfüchtigen Stich. Aber schließlich, es war natürlich! — Wahrscheinlich würde er sich ihr gegenüber auch anders geben, nicht mit diesem wundervollen Ernst, der Marion einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Sie suchte die beiden in dem Gemüß der Tanzenden und sah ihn lachen. Sicher hatte Clairh wieder irgend etwas unglaublich Naives gesagt. — Die Kleine Clairh, mit ihren 17 Jahren! —

Dieser Abend nahm einen unerwartet glücklichen Verlauf. Der Herr mit der gelben Nelke halte bei jedem Tanz eine der Schwestern. So entging ihnen keine der herrlichen Blüten der Neuzeit, weder Charleston noch OneStep, noch Shimmy und Boston. Wie gut hatte es das Schicksal mit ihnen gemeint, daß es sie heute gerade hierher geführt.

Zum Schluß fragte der Fremde Marion, ob die Damen morgen wiederkämen. Sie antwortete nach einigem Zögern, daß sie es hoffe.

Der Dank, den der Onkel, als er sie im Auto nach Hause brachte, bekam, fiel überraschend aus.

Während die Schwestern ihre Nachtoilette machten, gab Clairhs Mund kaum einen Augenblick Ruhe. Hatte Marion auch bemerkt daß die gelbe Nelke im Knopfloch ein zartes Par-

füm ausströmte?, daß seine Beinkleider den allerneusten Schnitt hatten?, daß das Braun seiner Haare in ein besonders seltenes Chataigne hinüberspielte?

Jedoch, während sie bis zum letzten Atemzug schwabend bald süß und selig schlummerte, konnte Marion lange keinen Schlaf finden. Wer war der Herr? Warum sprach er nichts, aber auch gar nichts, das sich nicht auf den Tanz bezog? — War das die Reserve der großen Welt? — Zu der gehörte er sicherlich. Das berriet schon sein hocharistokratisches Aussehen. In Müller und Mörlings Fenster hatte sie heute das Lichtbild des Prinzen S. gesehen. Er ähnelte ihm auffallend. Ob er es etwa war? Aber solche Herrschaften gingen doch wohl nicht auf Tanzdielen. Die würden gewiß ihre exklusiven Privatirkel haben. — Marion versuchte in einer anderen Lage Ruhe zu finden, aber die Gedanken stürmten weiter auf sie ein. Zu dumm, daß man so gar nichts von ihm wußte! Den Onkel mochte sie nicht fragen. Der lächelte immer so eigen. Sie hatte eine gewisse Scheu vor ihm. Ihm mußte es doch eigentlich auffallen, daß dieser Herr dauernd mit ihnen tanzte.

Marion fand auf all diese Fragen keine Antwort. Aber das Eine war ihr klar: sie mußte morgen, koste es, was es wolle, wieder in den „Abdebaran“!

Es gab aber mit dem Onkel einen kleinen Kampf auszufechten. Als die Schwestern am nächsten Morgen im Frühstückssaal ihres Hotels Tee tranken, war er herangerommen, um das Programm für den Tag zu besprechen. Er hatte durchaus nichts davon wissen wollen, abends wieder in den Abdebaran zu gehen. Sie mißten doch mehr von B. sehen. Es sei stumpsinnig, wenn man nur wenige Tage zur Verfügung hätte, zweimal dasselbe Lokal aufzusuchen. Ueberhaupt diese Tanzmanie! Er schlug die Oper vor. Es gäbe eine glänzende Neueinstudierung des Figaro. Ob sie den schon kannten? Oder, wenn durchaus wieder getanzt werden mußte, dann doch in die „Carlotta“, die nebenbei noch ein buntes Theater böte.

Aber beide Mädchen baten so flehentlich, daß der gutmütige Onkel schließlich nachgab.

Marion schien es, als schliche dieser Tag im Schneidentempo. Sie starrte in der Gemädegalerie, die sie am Vormittag besuchte, die Bilder an, ohne irgend etwas von ihnen in sich aufzunehmen. Als sie dann in einem Laden für Clairh ein Paar Seidenstrümpfe ausuchte und ein Herr in des Fremden Größe und ungefähren Gestalt eintrat, setzte ihr Herz für einen Moment aus.

Aber endlich, endlich stand sie doch in fiebernder Erwartung vor dem großen Wandspiegel in der Garderobe des „Abdebaran“. Schnell flog noch ein letztes Mal der Lippenstift über den Mund, die Puder-Quaste über die heute etwas bleichen Wangen.

Das nebenbeißende Wimmern der Jazz-Bande lockte bis in die Garderobe hinein.

Würde Er da sein? — — — Als Marion heute in den Armen des Unbekannten dahinstieg, wurde es ihr klar, daß sie ihr Herz an ihn verloren. Um so mehr verlangte es sie zu wissen, wer er war.

Daß er auch heute nur vom Tanz sprach, enttäuschte sie. Fühlte er Interesse für sie, und Marion konnte wohl kaum daran zweifeln, — dann mußte er doch versuchen zu erforschen wer sie ist, Themen anschlagen, die ihm Aufschlüsse über diejenige gab, zu der er sich so offensichtlich hingezogen fühlte.

Als ein träge hinschleichender Boston die Unterhaltung erleichterte, sagte sie zu ihm, daß sie die Jazz-Kapelle ausgezeichnet fände.

„Wohl, wohl,“ meinte er, sie ist erstklassig, besser als die in der „Carlotta“ und im „Carneol“. Für seine Tätigkeit sei die Musik ja auch von enormer Wichtigkeit.“

Seine Tätigkeit? — Was in aller Welt mochte seine Tätigkeit sein? Fragen mochte sie ihn nicht. Es kam ihr so indiskret vor. Aber Sie versuchte es von einer anderen Seite.

„Leben Sie in B.?“

„Nicht dauernd,“ antwortete er, „mal hier, mal da, wie's der Beruf so mit sich bringt, im Sommer viel in Wädern.“

Marion wurde jetzt erst recht verwirrt. Welcher Beruf brachte es mit sich, bald hier, bald da zu sein? War er etwa Diplomat? Aber ein solcher hatte wieder nichts mit der Musik zu tun. Oder vielleicht Agent irgend einer großen Firma? Auch das ließ sich nicht mit Musik zusammenbringen. Reich mußte er jedenfalls sein, wenn er im Sommer viel in Wädern sein konnte.

Es verstimme Marion auch ein wenig, daß ihr Märchenprinz fast ebensobald mit Clairh tanzte als mit ihr. Aber sie beschwichigte sich damit, daß es wohl eine Höflichkeit gegen sie, Marion, sei, von der kleinen Schwester auch Notiz zu nehmen.

In dieser Nacht konnte Marion noch weniger schlafen als in der vergangenen. Das Erlebnis mit dem Fremden begann sie zu quälen. Sie nahm sich vor, ihren Onkel, wenn er sie morgen auffuchen würde, offen zu fragen, was er von dem Manne halte. Sie begriff nicht, daß der Onkel sich so passiv verhielt. Sah er denn nicht, daß das Schicksal unaufhaltsam auf Marion zuschritt?

Aber am nächsten Morgen rief der Untere an, daß er zu einer Sitzung müßte. Sie sollten sich um 11 Uhr in der Konditorei Kreder einfinden, wo Vetter Agel, der eben aus S. angekommen sei, alles weitere mit ihnen verabreden würde.

Als die Schwestern pünktlich um 11 Uhr erschienen, erwartete sie bereits ein stotter, junger Mann im fabelhaften, blauen Jacketanzug, im Auge das Glöckchen.

Er äußerte lebhaft seine Freude, die Kusinen nach langer Zeit einmal wieder zu sehen und führte sie in die einladendste Fensternische. Nachdem man mit gebührender Gründlichkeit am Büfett die Wahl für das leibliche Wohl getroffen, erkundigte sich der Vetter, wie man sich bisher unterhalten habe. Der Onkel hätte schon erzählt, daß sie im Aldebaran gewesen, ein fabelhaftes Lokal übrigens! Und wenn die Kusinen heute wieder hin wollten, er würde mit Wolne mitmachen!

Während Clairy ihm aufs eifrigste ihre Erlebnisse zu schildern begann, suchte Marion sich zu vergegenwärtigen, wie der heutige Abend im Aldebaran mit Agels Anwesenheit verlaufen würde und kam zu dem Ergebnis, daß diese nur von Vorteil sein könne. Voraussetzlich würde sich Agel viel mit Clairy beschäftigen, — man sah ja schon jetzt, wie sie ihn amüsierte, — und Marion würde so ungehörter mit ihm, der ihres Herzens Sehnsucht, zusammen sein können. Es war anzunehmen, daß „Er“ nun endlich mehr aus seiner Reserve heraustreten würde; und sie nahm sich vor, heute auch nicht prüde zu sein und sich zu bemühen, ihm etwas entgegenzukommen.

Belebt von diesen hoffnungsreichen Erwägungen spendete sie Agel ein stolzendes Dankeslächeln, als er ihr das silberne Zigarettenetui reichte.

„Das muß man übrigens sagen,“ meinte dieser, Marion Feuer gebend, „der Onkel hat sich fabelhaft generös benommen!“ „Nicht wahr?“ stimmte Clairy selig zu, „jeden Abend im Auto hin und zurück und den herrlichen römischen Ransch!“

In Agels Gesicht drückte sich ein nachsichtig überlegenes Lächeln aus.

„Das meinte ich nun nicht gerade, kleines Kusinchen, aber den Kerl, den Gigolo, den er euch jeden Abend spendiert.“ — „Den Gigolo?“

Zwei Augenpaare waren verständnislos auf ihn gerichtet. „Na, ja, den Gigolo!“ — Agel sah erstaunt von der einen zur anderen. „Zwei so keffe Mädchen wie Ihr und scheint wahrhaftig nicht zu wissen, was ein Gigolo ist?“

Und da sie ihn noch immer anstarrten, ohne zu begreifen, fuhr er schonungslos fort: „Glaubt Ihr etwa, daß der Mann mit der Nelke den ganzen Abend um eurer schönen Augen willen mit euch tanzt? Den hat der Onkel extra für euch engagiert.“ Agel lachte jetzt schadenfroh. „Der feine Mann, ders euch, scheint, ein bißchen angetan, ist Berufstänzer. Das nennt man in Paris ein Gigolo!“

Sekundenlang herrschte ein beklommenes Schweigen. Dann lehnte sich Clairy in ihren Sessel zurück und brach in unbändiges, befreiendes Lachen aus.

Marion hatte ein wenig die Farbe gewechselt. Ihre Finger zupften unruhig an dem feinen Watistücklein. Sie starrte angelegentlich nach der Straße hinaus, den rosenholzfarbenen Sitz tief auf die Augen gedrückt. Hin und her, ganz flüchtig und verstohlen, huckte das weiße Stücklein unter die Hutkrempe.

Aber als der Vetter dann fragte: „Und was machen wir heute?“ da ruckte sie sich energisch zusammen und sagte tapfer, wenn auch mit leicht bedeckter Stimme:

„Tanzen ist ja famos, aber für diesmal habe ich genug davon. Ich möchte heute in die Oper gehen!“

## Sorscher-Anekdoten.

Newton, der geniale Naturforscher, war ein scharfer Beobachter. Ein vom Baume heruntergefallener Apfel, den ein gewöhnlicher Sterblicher mit Stumpfsinn fallen sieht, brachte ihn z. B. auf sein berühmtes Gravitationsgesetz. Doch auch in der Zerstretheit stellte Newton Reforme auf.

Seine Haushälterin, die ihn wie ein Kind betreute, wurde eines Tages gerade angerufen, als sie ein Ei kochen wollte. Schnell reichte sie Newton Ei und Taschenuhr und bat ihn, das Ei in das kochende Wasser zu legen und vier Minuten darin zu lassen. Als sie kurz darauf zurückkam, fand sie den Gelehrten ganz in Gedanken verfunken am Kochherd stehen, das Ei in der Hand — die Taschenuhr im kochenden Wasser. Derselbe Newton vergaß, so wird erzählt, später seine eigene Hochzeit, was in den Zeitungen große Heiterkeit verursachte.

Der bekannte Sibirienforscher Schlegel war auch Lebemann und Saittiker. „Meine holde Gattin hat gestern nacht meine Taschen durchsucht,“ berichtet er einmal einem guten Freunde.

„Na, und was ist dabei herausgekommen?“ fragte der Freund. Schlegel: „Das selbe, was bei allen Forschungsreisen herauskommt: Stoff zu einem endlosen Vortrag.“

Der Afrikareisende Wißmann mußte einst in einer Gesellschaft das wunderbare elfenbeinerne Schmuckstück betrachten, das die Dame des Hauses von einem Verwandten, der auf einer Weltreise gewesen war, geschenkt bekommen hatte. Man hat Wißmann, als Elfenbeinkerker ein Urteil abzugeben.

„Gnädige Frau,“ sagte Wißmann, „dieser Schmuck ist mir recht interessant. Denn ich habe bisher nicht gewußt, daß es Elfantanten gibt, die falsche Zähne haben.“

Der Gelehrte Eusebius, der durch die Erforschung von uralten Höhleninschriften auf gewissen atlantischen Inseln bekannt war, wurde einst der Frau eines Grafen Sachheim vorgestellt mit dem Bemerkten, daß er gerade von den Kanarischen Inseln käme.

„Ach,“ sagte die Gräfin, die so ihre Ideenverbindung haben mochte, „ach, wie interessant! Würden Sie uns nicht ein Lied vorsingen, Herr Professor?“

Als Professor Kehlbrück von seiner Brasilienreise zurückgekehrt war, erzählte er im Freundeskreise von seiner Expedition. „Am Amazonasstrom,“ sagte er, „kochten wir eines Tages unsere Stiefel und aßen sie auf.“ — „Hatten Ihr keine Vorräte mehr?“ fragte einer der Zuhörer. — „Doch,“ entgegnete Kehlbrück mit schöner Selbstverständlichkeit, „ich ließ es machen, weil sich so was in den Berichten sehr gut ausnimmt!“

## Aus aller Welt.

Wieder neue Funde im Trierer Tempelbezirk. Bei den umfangreichen Ausgrabungen der Trier-Kommission des Altbachfels bei Trier, die der Leitung von S. Loeschke unterstehen, sind kürzlich wieder gut erhaltene Altäre und Bildwerke gefunden worden, die für die Kenntnis des einheimischen Götterkultus von größter Bedeutung sind. Das beste Stück der neuen Funde ist ein die Pferdegöttin Epona darstellendes Kultbild aus Jurakalk, das sich durch die vorzügliche Art seiner Ausführung und Erhaltung auszeichnet. Die Bedeutung der Trierer Ausgrabungen geht daraus hervor, daß es bis jetzt gelungen ist, an dieser Stelle die ersten Reste des prähistorischen Trier nachzuweisen, darüber den größten Tempelbezirk nördlich der Alpen zu finden, den Sieg des Christentums in Trier auf das Jahr 337 festzulegen, und schließlich auch noch die ersten Wohnbauten des ältesten deutschen Trier der frühfränkischen Zeit zu erkennen. Es darf und muß erwartet werden, daß von seiten der die Ausgrabungen fördernden wissenschaftlichen Institute, von Reich, Staat, Provinz und Kommune alles getan wird, daß gerade an dieser Stelle ganze Arbeit geleistet wird, zumal dieses ungewöhnlich dankbare Ausgrabungsfeld un bebaut ist, und daher systematisch erschlossen werden kann.

Ein Zigarettenfreund aus dem Tierreich. Man hat einem Käfer (Laphoderma serricornis) den Namen „Zigarettenkäfer“ gegeben, weil er tatsächlich ein großer Tabakfreund ist, und sowohl im unverbearbeiteten Tabak wie auch in der fertig verarbeiteten Zigarette lebt. Doch ist sein Auftreten höchst selten, wober es auch kommt, daß man ihn hauptsächlich erst seit drei Jahrzehnten kennt. Der Zigarettenkäfer sieht aus wie ein zylindrisch gefaltetes kleines Körnchen, das sich in seiner Farbe nur wenig vom Tabak abhebt. Außer im Tabak findet man den Käfer auch im Cayennepfeffer und im Rhabarber, sowie auch in anderen Drogen und im Reis, manchmal auch zwischen getrockneten Feigen. Mit Vorliebe hält er sich auch in alten Herbarien auf, wo er oft schlimmen Schaden anrichtet.

Modernes Erfinderschauspiel. Englische Zeitungen weisen auf die Wandlungen in der Bewertung einiger Erfindungen hin. Ein englischer Chemiker, der zurzeit im Begriff ist, künstliche Diamanten zu erzeugen, hat ein Angebot von einer bedeutenden englischen Diamantensfirma erhalten, gegen 250 000 Pfund seine Erfindung zu vernichten. Würden die künstlichen Diamanten auf den Markt kommen, wäre die Folge eine allgemeine Arbeitslosigkeit in der Diamantenbranche.

Rühe, die Fische fressen. In den Küstenorten des Weissen Meeres, wo der Kabeljau den Haupterwerb zweig der Bewohner bildet, hat der Mensch auch die Ruhe zu Fischfressen gemacht. Die den Tieren zur Verfügung stehenden Weiden in der Lunda liefern nämlich so spärliches Futter, daß man, wie Prof. Objt beobachtete, um die Ruhe zu sättigen, sie mit den Fischköpfen füttert, die beim Einfalzen des Kabeljaus abfallen. Daß sich Ruhe mitunter an ganz sonderbare Nahrung gewöhnen, bewies auch die Feststellung Küchlers, der auf den Farnern die Beobachtung machte, daß die am Meeresufer weidenden Ruhe die massenhaft umherliegenden Federn der Möven fraßen.

## Fröhliche Ecke.

Sei zufrieden!

Karl Fürstberg, Berlins wichtigster Bankier, begegnet einem Jugendgenossen, der zwar materiell es ebenso weit gebracht hatte wie er, aber bitter über die Beschwerden des Alters klagte.

„Ich weiß wirklich nicht, was du so viel zu meckern hast,“ meint Fürstberg. „Sei doch zufrieden! Andere Leute in deinem Alter sind längst tot.“

Romisch. „Ihr Onkel war krank? Was machen denn seine Vertreterungen?“ — „Ach, das war hauptsächlich der Verger mit der Fickfederung!“ Seit er sich auf Stacheldraht gelegt hat, fühlt er sich wieder wohler.“